

Über die Autorin:

Mit ihren Geschichten berührt Linda Nichols auf einzigartige Weise die Herzen ihrer Leser. Bereits ihr christliches Romandebüt war für den Christy Award nominiert. Zusammen mit ihrem Mann und ihren Kindern lebt sie in Tacoma, Washington.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-256-7

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2003 by Linda Nichols

Originally published in English under the title

If I Gained the World

by Bethany House,

a division of Baker Publishing Group,

Grand Rapids, Michigan, 49516, USA

German edition © 2011 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Deutsch von Brigitte Hahn

Umschlagbild: © iStockphoto.com / frankoppermann

© iStockphoto.com / .shock

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH /

Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Bercker Graphischer Betrieb, Kvelaer

www.francke-buch.de

Prolog



2003

Als Daniel in Seattle ankam, regnete es. Der Bus fuhr durch die vor Nässe glänzenden Straßen, bis er schließlich laut ächzend an der Endstation zum Stehen kam. Die Türen öffneten sich mit einem Geräusch, das in Daniels Ohren wie ein erleichterter Seufzer klang. Dennoch blieb er abwartend sitzen, bis der Mittelgang leer war. Er wollte nicht zusammen mit den anderen Fahrgästen aufstehen, weil er befürchten musste, dadurch die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu lenken. „Sie kommen mir irgendwie bekannt vor.“ Der eine oder andere würde eine solche Bemerkung machen und dabei fragend die Augenbrauen hochziehen. Mittlerweile hasste er diesen Gesichtsausdruck, die sich verengenden Augen und das plötzliche Erkennen, das meist darauf folgte. Er hielt den Kopf gesenkt, damit niemand sein Gesicht sehen konnte. Erst als der letzte Fahrgast ausgestiegen war, stand er endlich auf und verließ den Bus.

Daniel zog seinen Rucksack aus dem Laderaum, ging ins Innere des Busbahnhofs und fragte dort nach dem Stadtbus, der ihn an sein Ziel bringen würde. Die Adresse stand auf einem zerknitterten, feuchten Briefumschlag. Er hielt das Stück Papier fest umklammert. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bis der Linienbus kam. Dann ging die Fahrt steil bergauf. Schließlich sagte der Fahrer die Haltestelle durch, an der Daniel aussteigen musste. Er versuchte sich zu orientieren und ging in die Richtung, in der er sein Ziel dem Stadtplan zufolge vermutete. Der Regen prasselte nun stärker auf ihn herab. Er beschleunigte seine Schritte.

Wenige Meter vor ihm trat eine Frau aus einem Lebensmittelladen. Sie mischte sich unter die Passanten auf dem Bürgersteig. Daniel stellte sich vor, es sei Lenore. Dieser Gedanke munterte ihn auf. Es war doch

durchaus möglich, oder etwa nicht? Die Frau war sehr schlank, genau wie Lenore. Dadurch, dass sie einen Regenschirm in der Hand hielt, konnte er jedoch nicht sehen, ob ihr Haar braun war und schwer zu bändigen, und da sie ihm zudem den Rücken zudrehte, konnte er nicht erkennen, ob sie jene grüngoldenen Augen, das Grübchen im Kinn und das markante, hagere Gesicht hatte, das er von früher her kannte. Daniel trottete hinter der Frau her, so weit von ihr entfernt, dass sie nicht erschrecken würde, falls sie ihn bemerkte, aber trotzdem nah genug, um sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Es regnete noch immer in Strömen. Die Frau beschleunigte ihre Schritte und auch Daniel ging schneller. Wenn er gekonnt hätte, hätte er sich eine Jacke übergezogen, aber er hatte keine eingepackt. Die Träger seines schweren Rucksacks schnitten in seine Schultern ein. Einen Augenblick lang fragte er sich, warum er ihn bloß mitgenommen hatte. Wozu brauchte er ihn überhaupt? Er wollte doch sowieso nicht lange bleiben. Es sollte nur eine kurze Stippvisite werden, weil er etwas ganz Bestimmtes zu erledigen hatte. Der Gedanke an das, was vor ihm lag, ermüdete ihn stärker als die schwere Last auf seinem Rücken.

Er folgte der Frau den ganzen Weg bis hinauf auf den Hügel. Dann bog er hinter ihr in die Chestnut Street ein. Als er das riesige alte Haus mit der weitläufigen Einfahrt und der großen Veranda näher in Augenschein nahm, vor dem die Frau stehen blieb, bemerkte er, dass die Hausnummer auf dem roten Briefkasten dieselbe war wie die Zahl auf dem zerknitterten Briefumschlag. Es musste tatsächlich Lenore sein, die ihn hierher geführt hatte.

Daniel stand wie erstarrt da, den Mund vor Verblüffung weit geöffnet. Das war wie ein Zeichen, ein Omen. Allerdings wusste er nicht, wie er es deuten sollte. Er wollte ihren Namen rufen, doch irgendetwas hielt ihn davon ab. Er konnte es nicht – noch nicht. Also wartete er. Als sie das Gartentor aufstieß und das Grundstück betrat, wandte er sich ab. Sie schloss das Tor hinter sich und ging auf das Haus zu. Dann öffnete sie schwingvoll die Haustür. Natürlich war sie nicht abgeschlossen. Sie ging hinein. Kurz darauf gingen im ganzen Haus die Lichter an. Er merkte, dass plötzlich ein Lächeln seine Lippen umspielte. Es war wie früher. Sie war schon immer verschwenderisch mit den guten Dingen des Lebens gewesen.

Etwa eine Minute später erblickte er eine schattenhafte Bewegung

hinter einem der Fenster. Lange stand Daniel da und beobachtete, wie das warme Licht aus dem Haus die Dämmerung erhellte. Dann endlich nahm er seinen Mut zusammen, öffnete das Tor und ging in den Garten. Dort stellte er sich hinter einen riesigen Baum und sah zu, wie sie im Inneren des Hauses hin und her ging. Sie deckte den Tisch. Inzwischen war er nass bis auf die Haut und zitterte vor Kälte, aber trotzdem brachte er es nicht über sich, zur Haustür zu gehen.

Stattdessen ging er um das Haus herum. Vermutlich riskierte er eine Verhaftung, weil er sich wie ein Spanner benahm. Das wäre vielleicht ein tolles Wiedersehen! Er verdrängte diesen Gedanken und bezog an einer geeigneten Stelle hinter einem immergrünen Busch Position. Hier konnte ihn niemand sehen. Auch aus dem jetzt vor ihm liegenden Fenster fielen helle Lichtstrahlen auf die Rasenfläche. Daniel achtete darauf, nicht in den Lichtkegel zu treten, sondern im Dunkeln zu bleiben. Sie war nur etwa anderthalb Meter von ihm entfernt. Wenn die Fensterscheibe nicht zwischen ihnen gewesen wäre, hätte er die Hand ausstrecken und sie berühren können. Er musterte sie prüfend, weil er nach der Frau Ausschau hielt, die er einst gekannt hatte, nach den spitzen Wangenknochen, den großen, ruhelos und beinahe hungrig dreinblickenden Augen.

Das alles war verschwunden. Die Frau, die er vor sich sah, hatte ein sanftes, ruhiges Gesicht. Er konnte nur ihren Oberkörper sehen, aber der wirkte fest und kräftig. Ihr Haar war noch immer dicht. Es reichte ihr bis weit über die Schultern. Während er ihr bei der Arbeit zusah, hielt sie mit einem Mal inne, drehte die dunklen Strähnen zusammen und warf sie nach hinten. Ihre Arme bewegten sich rhythmisch und sicher, aber er konnte nicht erkennen, was genau sie machte. Plötzlich hob sie etwas hoch. Es war eine Kuchenform. Daniel schüttelte skeptisch den Kopf. Ein Kuchen? Wann hatte Lenore denn gelernt, wie man einen Kuchen backte? Als er sie zum letzten Mal gesehen hatte, hatte sie noch nicht einmal richtig Kaffee kochen können.

Sein Gesicht verdüsterte sich, als ihm plötzlich etwas klar wurde. Diese Frau war nicht die Lenore, die er von früher her kannte, sondern eine neue, veränderte Person. Dieses so banale Geschehen mit dem Kuchen führte ihm deutlich vor Augen, wie anmaßend er war. Es machte ihm bewusst, wie viele Jahre vergangen waren. Jahre. Lange Jahre eines Lebens, dessen Verlauf er nicht kannte. Sie war Menschen

begegnet, die ihm unbekannt waren, hatte Erfahrungen gemacht, die sie nicht miteinander teilten. Was hatte er sich eigentlich gedacht? Dass sie dort stehen geblieben war, wo er sie zurückgelassen hatte? Dass sie noch immer wartete und die Zeit spurlos an ihr vorübergegangen war? Welches Recht hatte er, herzukommen, auch wenn er hier etwas zu erledigen hatte? Was bildete er sich ein, hier einfach aufzutauchen, mit seinem verpfuschten Leben?

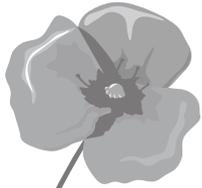
Daniel hob den Kopf. Sie war weg. Er konnte es sich nicht erklären, aber plötzlich fühlte er sich allein gelassen. Doch dann war sie wieder da. Sie beugte sich über die Spüle, und wieder sah er ihr Gesicht. Seine innere Anspannung ließ nach. Sie wirkte glücklich. Zufrieden. Ihre Wangen waren voller als früher und sie waren leicht gerötet – wahrscheinlich von der Wärme in der Küche. Das Grübchen in ihrem Kinn war noch immer da. Ihre Lippen bewegten sich. Vielleicht sang sie ein Lied oder sie führte Selbstgespräche. Sie hatte schon immer gern gesungen, während sie arbeitete, aber diese Erinnerung war nur noch schwach. Ihr gemeinsames Leben schien in weite Ferne gerückt zu sein. In der Fensterscheibe erblickte er einen dunklen Schatten vor der düsteren Silhouette des dichten Buschs. Es war seltsam, aber er erkannte sich selbst genauso wenig wieder wie die Frau in der Küche. Er musste sich anstrengen und zweimal hinsehen, um etwas Vertrautes zu entdecken.

Jetzt drehte sie sich um und sprach mit jemandem. Ein Lächeln trat auf ihre Lippen. Daniel fragte sich, wer die andere Person war. Er empfand eine unerklärliche Eifersucht auf den Unbekannten, der in den Raum gekommen war und sie zum Lachen gebracht hatte. Einen kurzen Moment lang stellte er sich vor, wie er selbst diese Küche betrat und ein Lächeln auf ihr Gesicht zauberte.

Plötzlich kam ein eisiger Wind auf, der die letzten Blätter an den Bäumen leise rascheln ließ und den Windspielen ihre Melodie entlockte. Daniel hörte Hundegebell, dann ging die Hintertür des Nachbarhauses auf. Ein Mann trat heraus, hob den Deckel der Mülltonne an und warf einen Müllsack hinein. Diese banale Geste machte Daniel bewusst, dass er eine Entscheidung treffen musste. Er hatte zwei Möglichkeiten: Entweder er zog sich in die Dunkelheit zurück, ging wieder zum Busbahnhof und rief von dort aus an, um ein Treffen zu vereinbaren, oder aber er ging zur Haustür und klopfte an. Wieder verschwand

Lenore und wieder fühlte er sich allein. Dieses Gefühl riss ihn aus seiner Grübeleien. Er wollte wenigstens ihre Stimme hören, bevor er wieder verschwand, damit er diese letzte Szene nicht ohne Ton in Erinnerung behalten musste. Es erschien ihm irgendwie falsch, diese dicke Mauer des Schweigens, das all die Jahre zwischen ihnen geherrscht hatte, jetzt nicht zu durchbrechen.

Langsam ging er zurück zur vorderen Veranda. Minutenlang stand er vor der dunkelrot gestrichenen Tür. Er lauschte dem Geräusch seines schweren Atmens, dem unentwegten Rauschen des Regens, dem leisen Geklimper der Windspiele, dem Rascheln der Blätter im Wind. Mit dem Fuß stupste er ihren halb geöffneten Regenschirm an, der an einem großen, mit Stiefmütterchen bepflanzten Topf lehnte. Neben einer grünen Gießkanne lag ein Kinderspielzeug. Der Wind trieb ein paar Blätter über die Veranda. Daniel starrte auf seine Schuhspitzen und atmete tief durch, als müsse er sich auf eine sportliche Höchstleistung oder eine Mutprobe vorbereiten. Dann, bevor er es sich anders überlegen konnte, hob Daniel schnell die Hand und klopfte an die Tür.



1988

Alle wunderten sich, warum er sich ausgerechnet für sie entschieden hatte. Dieser Gedanke ging Lenore nicht aus dem Kopf, während sie die Kartoffeln schälte. Sie arbeitete hastig und nachlässig. Von jeder Kartoffel blieb nur die Hälfte übrig, weil sie zu viel von der Schale abschnitt. Sie machte diese Arbeit sehr ungern, aber Scott wollte unbedingt Pommes frites essen und Daniel hatte gemeint, er könne sie selbst machen, wenn Lenore die Kartoffeln schälte. Sie schnitt lieber Zwiebeln, weil das damit verbundene Leiden zwar schlimmer, aber dafür schneller vorbei war.

Ihre eigenen Freunde wunderten sich nicht über Daniels merkwürdige Wahl. Zumindest hoffte sie das. Ganz sicher war sie sich diesbezüglich allerdings nicht. Die dicken braunen Kartoffelschalen flogen in alle Richtungen und blieben schließlich in der Spüle hängen. Sie hätte die Kartoffeln wohl besser über dem Abfalleimer geschält. Rasch sah sie zu Daniel hinüber. Hoffentlich hatte er nicht bemerkt, wie ungeschickt sie sich anstellte. Er bearbeitete gerade den elektrischen Dosenöffner mit einem Schraubenzieher. Wenn er so wie jetzt die Augenbrauen zusammenzog, sah er aus wie Scott. Lenore wandte sich wieder den Kartoffeln zu. Daniels Schauspielkollegen und die Leute, mit denen er im Restaurant zusammenarbeitete, hielten sie allesamt für ein seltsames Paar. Aber was wussten die schon? Trotzdem rebellierte ihr Magen, wenn sie daran dachte, wie diese Leute und ihresgleichen fast unmerklich die Augenbrauen hochzogen, wenn Daniel sie ihnen vorstellte. Wie in jeder Lebenslage verhielt er sich dabei souverän und selbstbewusst. „Das ist mein Sohn Scott und das ist Lenore.“

Sie zogen wohl ihre eigenen Schlussfolgerungen, wenn sie zuerst einen kurzen Blick auf Daniel warfen, den hochgewachsenen, athletisch gebauten, attraktiven Mann, und ihn dann mit ihr verglichen. Sie war

viel zu dünn, war blass und farblos, hatte kaum zu bändigendes, mausbraunes Haar und dieses eigenartige Kinn. Eine Schönheit war sie nun wirklich nicht. Ganz und gar nicht. Deshalb schauten sie die Leute dann auch so seltsam an, mit leicht verengten Augen und einem kaum wahrnehmbaren Ausdruck der Verwirrung auf den Gesichtern. Wenn sie nett waren, überspielten sie ihre Unsicherheit geschickt, schüttelten ihr die Hand und alles schien in Ordnung zu sein. Aber trotzdem wunderten sie sich, und sie spürte es. Sie fühlte sich deswegen noch unsicherer und betrachtete sich immer wieder kritisch im Spiegel. Sie schwankte zwischen Resignation und Verzweiflung, wenn sie ihre vordringenden Rippen, ihre flache Brust und ihr widerspenstiges Haar sah. Sie verspürte eine innere Leere, einen Hunger, den allein Daniel stillen konnte.

Vielleicht war sie nur deshalb so aufgewühlt, weil sie heute Nachmittag ihre Mutter besucht hatte. Zumindest redete sie sich das ein. Sie bereute es, dass sie sich dazu hatte überreden lassen, ein abgelegtes Kleid ihrer Schwester zu der Party anzuziehen. Die Party. Bei diesem Gedanken bekam sie wieder ein flaes Gefühl in der Magengegend, auch wenn es noch mehrere Wochen dauern würde, bis diese Party stattfand. Filmstars, Agenten und Produzenten würden sich dort treffen. Daniel hatte eine Einladung ergattert. Ingeheim vermutete sie, dass er ursprünglich ohne sie hatte dorthin gehen wollen und sie nur deshalb eingeladen hatte mitzukommen, weil sie gehört hatte, wie er sich mit seinem Agenten über die Party unterhalten hatte. Aber vielleicht bildete sie sich das nur ein. Vielleicht war sie bloß wieder verunsichert. Dieses Gefühl wurde bei ihr langsam zum Dauerzustand und der Besuch bei ihrer Mutter und Schwester hatte es nur noch verstärkt.

„He, Lenore, ich verpass dir jetzt erst mal einen vernünftigen Haarschnitt.“ Ihre Schwester hielt die Schere hoch. Spielerisch ließ sie das Werkzeug auf- und zuschnappen. Anstelle einer Antwort wand sich Lenore die drahtigen Haarsträhnen um die Hand.

„Halt doch still.“ Ihre Mutter hob stirnrunzelnd den Kopf. Sie steckte gerade den Saum um und hatte den Mund voller Stecknadeln. Ihre Lippen waren dadurch noch schmaler als sonst. Sie wirkte verärgert. Offenbar gab sie Lenore die Schuld daran, dass sie das Kleid nicht richtig ausfüllte.

„Ich mach dir eine schöne Frisur, damit du nach was aussiehst.“ Les-

lie lümmelte auf dem Bett ihrer Mutter herum. Wieder hielt sie die Schere hoch. Dann bearbeitete sie damit die kleinen Fäden der Tagesdecke aus Chenille.

„Hör sofort auf damit, Leslie!“, schimpfte ihre Mutter, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. Leslie schien das nichts auszumachen. Mit einem breiten Grinsen wandte sie sich an ihre Schwester. „Wann heiratet er dich endlich, Lenore? Du solltest wirklich ein bisschen mehr Selbstachtung haben.“

„Deine Schwester hat recht“, fügte ihre Mutter hinzu und betrachtete Lenore mit einem skeptischen Blick. „Wenn du mit einem Typen zusammenleben willst, ist das ja in Ordnung. Aber wenn du Kinder willst, muss geheiratet werden. So und nicht anders muss man das machen.“

Ihre Mutter war schon dreimal verheiratet gewesen und ihre Schwester würde wohl nie einen Ehemann abbekommen, trotzdem redeten sie, als wären sie Autoritäten in punkto Sitte und Moral.

„Frag ihn doch, Lenore“, drängte Leslie. „Aber ich weiß ganz genau, warum du das nicht machst“, ergänzte sie rasch, als zöge Lenore einen Heiratsantrag noch nicht einmal in Erwägung. „Du willst es gar nicht erst wissen. Lieber hältst du deinen Mund, als dass du dir einen Korb geben lässt. Ich weiß ganz genau, was du denkst.“ Sie hob eine Augenbraue und lächelte. Dabei sah sie ebenso selbstzufrieden aus wie eine Katze, die gerade eine Maus gefangen hatte.

Lenore ließ Leslie's Geschwätz mit stoischer Ruhe über sich ergehen. Sie sagte sich, dass ihre Schwester überhaupt nichts über ihre Beziehung zu Daniel wusste und nichts, rein gar nichts verstand. Doch als sie Leslie, die immer noch faul auf dem Bett lag, abweisend musterte, kam ihr plötzlich eine Erkenntnis, die sie wie ein stechender Schmerz durchzuckte. Es war, als sehe sie sich selbst, in der vollen Pracht ihrer Hässlichkeit. Sie und Leslie glichen sich bis aufs Haar. Nein, das stimmte nicht mehr. Leslie hatte sich die langen Haare zu einem unordentlichen Stufenschnitt gekürzt. Wieder warf Lenore einen prüfenden Blick auf ihre Schwester. Sie hatte die gleiche Figur wie sie, was im Grunde genommen nichts anderes bedeutete, als dass sie so dürr wie eine Bohnenstange war. Sie hatte die gleiche gerade Nase, den gleichen Mund und die gleiche kreidebleiche Haut, die nicht einmal auf den Wangen einen Hauch von Farbe aufwies. Und natürlich hatte auch

Leslie dieses vorspringende Kinn mit dem riesigen Grübchen. Dieses besondere Merkmal hatten alle Mitglieder der Familie Vine.

Sie erinnerte sich noch daran, wie ihre Mutter Scott gleich nach der Geburt betrachtet hatte, als sie noch im Krankenhaus gewesen waren. „Er sieht nicht aus wie ein Vine“, bemerkte sie skeptisch.

„Mama, du bist dir vielleicht nicht ganz sicher, wer der Vater ist, aber über die Mutter gibt es wohl keine Zweifel.“ Diese bissige Bemerkung war natürlich von Leslie gekommen.

Aber ihre Mutter hatte recht gehabt. Scott sah nicht aus wie ein Vine. Sie sah ihn vor sich, wie er im Wohnzimmer saß und sich Zeichentrickfilme ansah.

Mit seinen vier Jahren war er schon eine Miniaturausgabe seines Vaters. Er hatte das gleiche dunkle Haar wie Daniel, nur dass seines zu einem kindlich-runden Haarschnitt zurechtgestutzt war. Mit den braunen Augen und der goldbraunen Haut seines Vaters sah er genauso aus wie der schöne Daniel.

Lenore warf erneut einen unauffälligen Seitenblick zu Daniel hinüber, der noch immer konzentriert an dem defekten Dosenöffner arbeitete. Sie spürte einen leisen Stich in ihrem Herzen. Wenn er nur nicht so gut aussehen würde! Ihr wäre es lieber gewesen, wenn der wahre Daniel eine andere, weniger schöne Hülle gehabt hätte. Während sie die letzte Kartoffel schälte – sechs Stück waren bestimmt ausreichend für drei Personen – fragte sie sich wie so oft, warum er sich ausgerechnet für sie entschieden hatte und ob er wohl bei ihr bleiben würde.

Liebe macht blind, sagte sie sich, und Schönheit liegt im Auge des Betrachters. Sie wusch die schmutzigen Kartoffeln und legte sie neben der Spüle auf ein Stück Küchenrolle. Dann förderte sie die Bratpfanne zutage. Natürlich befand sie sich ganz hinten im Schrank. Sie goss eine ordentliche Menge Öl hinein und drehte die Herdplatte voll auf.

„Du stellst immer alles auf die höchste Stufe“, sagte Daniel, ohne den Blick von seiner Arbeit abzuwenden. „Und dann haust du einfach ab und vergisst, dass du etwas auf dem Herd hast.“

„Du passt doch mit auf“, erinnerte sie ihn und schnitt die Kartoffeln in Stücke.

Sie redete sich in Gedanken gut zu. Es gab schließlich keinen Grund zur Beunruhigung. Während sie die Kartoffeln zerschnitt, summte sie vor sich hin, um sich von ihren Ängsten abzulenken. Sie stimmte

ein Lied an, das Mrs Larsen immer gespielt hatte. Mrs Larsen war die seltsame Tagesmutter gewesen, die ihre Mutter eingestellt hatte, als sie in Hood River im Bundesstaat Oregon gewohnt hatten. Sie war Organistin und Solistin in der lutherischen Kirche. Wenn Lenore und Leslie nach der Schule ihre Kekse gegessen, ihre Milch getrunken und im Fernsehen ihre Zeichentrickfilme gesehen hatten, mussten sie Mrs Larsen deshalb jeden Tag zuhören, wie sie auf der asthmatisch klingenden Hammondorgel Kirchenlieder spielte und sie ihnen mit ihrer näselnden Stimme vorsang. Leslie mochte das überhaupt nicht, aber Lenore gefielen die Lieder. Sie empfand sie nicht als störend und so hörte sie gerne zu, wenn Mrs Larsen sang, auch wenn sie die Texte der Lieder nicht verstand. Das ging ihr bis heute so, doch die Lieder gaben ihr trotzdem Halt. Sie bekam dadurch das Gefühl, dass es etwas gab, das Bestand hatte, auch wenn ihre eigene Welt unbeständig war. Die Welt von Mrs Larsen war gut und sicher, weil dort alles so blieb, wie es war. Mrs Larsen wachte nicht jeden Morgen auf und fragte sich, ob heute vielleicht der Tag war, an dem Mr Larsen von ihr weggehen würde. Wieder verspürte Lenore diese Unsicherheit, die sie inzwischen fast ständig begleitete.

Vielleicht dachte Daniel jetzt anders über die Ehe. Allein der Gedanke ließ ihr Herz schneller schlagen. Sie hatten natürlich darüber gesprochen, vor allem als sie schwanger geworden war. Aber damals war sie diejenige gewesen, die sich eher ablehnend verhalten hatte. „Ich will nicht, dass du mich heiratest, nur weil ich ein Kind erwarte“, hatte sie gesagt, voller Hoffnung, dass er heftig widersprechen und erwidern würde, dass das doch nichts mit ihrer Schwangerschaft zu tun habe. Aber er hatte bloß genickt und es dabei belassen. Als das Thema wieder einmal zur Debatte gestanden hatte, hatte er sich darüber lustig gemacht. „Was nicht kaputt ist, muss man auch nicht reparieren“, hatte er gewitzelt. Dann hatte er ihr einen Kuss gegeben. Aber das war mindestens ein Jahr her. Es konnte doch gut sein, dass er seine Meinung geändert hatte, oder etwa nicht?

Während sie darauf wartete, dass das Öl in der Pfanne heiß wurde, beobachtete sie ihn bei der Arbeit. Seine Haut hatte eine gesunde Farbe und sein Gesicht diesen verwegenen Ausdruck, der Lenore immer an den Orient erinnerte. Aber Daniel stammte nicht aus dem Nahen oder Mittleren Osten, sondern aus dem mittelöstlichen Teil des Bun-

desstaates Kentucky. Obwohl er bereits wie der Filmstar aussah, der er zu werden hoffte, fühlte sie sich nicht wegen seines äußeren Erscheinungsbildes zu ihm hingezogen. Im Grunde genommen war es eine Kleinigkeit, die sie nun, nachdem sie bereits sechs Jahre lang mit ihm zusammengelebt hatte, aus ihrer sicheren Nische ausbrechen und alles auf eine Karte setzen ließ – mitten während der Zubereitung des Abendessens. Es waren die Fältchen um seine Augen herum. Sie hatte mit Sicherheit nicht vor, ihr gemeinsames Leben umzukrempeln, während sie Kartoffeln schälte und Daniel den Dosenöffner reparierte. Aber diese haarfeinen Krähenfüße ließen sie an eine lange Ehe denken, an ein gemeinsames Altwerden, an Enkelkinder. Plötzlich schöpfte sie wieder neue Hoffnung. Wie in einem Zeitraffer liefen Bilder von ihrem bisherigen Zusammenleben vor ihrem inneren Auge ab. Sie sah, wie er am letzten Weihnachtsabend das Riesenrad zusammenbaute. Danach saßen sie beide auf dem Sofa und tranken genüsslich ein Glas Glühwein. Sie sah Scotts glückliches Gesicht, als er an jenem Weihnachtsmorgen die Geschenke erblickte, die sie sich vom Mund abgespart hatten. Sie erinnerte sich deutlich an jedes gemeinsam mit Daniel verbrachte Weihnachten und daran, wie liebevoll ihr Lebensgefährte auch an anderen Tagen zu ihr war. Er hatte ihr während ihrer Schwangerschaft Tee und knusprige Kekse ans Bett gebracht, wenn sie krank war, und sogar jetzt kümmerte er sich um Kleinigkeiten wie den defekten Dosenöffner. Sie zögerte, weil sie sich hin- und hergerissen fühlte zwischen Angst und Sehnsucht.

„Komm doch, Papa“, rief Scott aus dem Wohnzimmer. „Komm, wir spielen mit meinen Autos und Lastwagen.“

„Ich bin gleich da, Kumpel“, antwortete Daniel. Diese Worte gaben den Ausschlag.

Sie trocknete sich die Hände ab. Wieder blieb ihr Blick an den kleinen Fältchen um seine Augen herum hängen, diesen winzigen Gabelungen auf der Straße des Lebens, diesen kleinen Fehlern in seinem ansonsten makellosen Gesicht, jenen Zeichen dafür, dass sie sich zwar äußerlich unterschieden, aber innerlich ähnlich waren. Sie ging zu ihm, schob den Dosenöffner weg und schlang die Arme um ihn.

„Was ist denn?“ Er schenkte ihr die Andeutung eines Lächelns. Sie konnte seine stahlharten Rückenmuskeln unter ihren Händen fühlen. Langsam zog er sie an sich und legte sein Kinn auf ihren Kopf. Seine

kurzen Bartstoppeln waren kratzig. Als er die Finger verschränkte und seine Hände auf ihren unteren Rücken legte, lehnte sie ihren Kopf an seine Brust.

„Was ist denn?“, fragte er erneut. Unter ihrem Ohr spürte sie die Vibration seiner Stimme.

„Ich liebe dich, Daniel. Ich liebe dich so sehr.“

„Das weiß ich doch.“ Er klang ein bisschen überrascht. „Ich liebe dich auch.“

„Daniel, willst du mich heiraten?“

Er schwieg.

Sein Körper versteifte sich. Lenore verhielt sich ganz still, hoffte, dass seine Worte alles wieder ins Lot bringen würden. Aber es kamen keine Worte. Nach einer Weile wusste sie, wie seine Antwort lautete. Ihr war klar, dass sie alles auf eine Karte gesetzt und verloren hatte.

Endlich sprach er, doch nur, um dieses peinliche Schweigen zu durchbrechen. Er drückte sie kurz an sich und lachte leise auf. „Willst du gleich jetzt eine Antwort?“

„Nein“, erwiderte Lenore hastig und entzog sich seiner Umarmung. Sie ging zurück an den Herd, aber sie konnte die Kartoffeln in der Pfanne nicht mehr sehen. Ihr Inneres fühlte sich an wie erstarrt.

Scott kam herein und lehnte sich an Daniels Bein. „Komm, spiel mit mir, Papa.“

„Ich komme in einer Sekunde, Kumpel.“ Daniels Stimme klang weich. „Such schon mal ein paar Autos für mich raus.“

Scotts Gorilla-Hausschuhe schlurften über den Boden, als er die Küche wieder verließ. Daniel trat hinter sie und legte ihr die Arme um die Taille. Sie spürte sein stoppeliges Kinn an ihrer Wange. „Du hast mich total überrumpelt“, flüsterte er. „Das ist alles.“

Sie nickte und legte eine Hand auf seinen Arm. Mit der anderen Hand strich sie ihm sanft über das Gesicht, aber es kam ihr so vor, als wären nur noch ihre äußeren Hüllen hier, während etwas sehr Kostbares unwiederbringlich verloren gegangen war.

Daniel ging schließlich ins Wohnzimmer, um mit Scott zu spielen. Später kam er zurück und machte Pommes frites aus den Kartoffeln, die Lenore gewaschen, geschält und geschnitten hatte. Sie hatte die Frikadellen zu lange gebraten. Jetzt lagen sie als harte, halb verbrannte Klumpen in den weichen Brötchen.

„Die Hamburger sind mir misslungen“, sagte Lenore. Sie war den Tränen nahe.

„Das ist doch halb so schlimm“, erwiderte Daniel ein wenig zu schnell und nahm einen großen Bissen von dem Brötchen. Er sah sie von der Seite an und lächelte ihr aufmunternd zu. Scott schien überhaupt nichts zu bemerken. Nach dem Abendessen saßen sie noch eine Weile zu dritt vor dem Fernseher. Dann brachten sie Scott ins Bett. Sie folgten der Routine eines normalen Tages, aber Daniel verhielt sich ihr gegenüber den ganzen Abend lang extrem übervorsichtig. Es kam ihr so vor, als habe er das Gefühl, sich auf zu dünnem Eis zu bewegen und als habe er Angst einzubrechen.

Als es endlich Zeit war ins Bett zu gehen, zog Lenore sich ins Bad zurück, um sich umzuziehen. Sie wollte nicht, dass er ihr dabei zusah, weil sie sich plötzlich schämte. Was machte sie eigentlich hier? Warum wohnte sie hier zusammen mit einem Mann, in dem sie sich offensichtlich getäuscht hatte? Sie zog ihre Jeans aus und hängte sie am Türhaken auf. Die Hose hatte noch immer die Form ihres Körpers – ihrer unteren Hälfte zumindest. Der Hosenboden war sanft gerundet, die Knie leicht ausgebeult. Es sah aus, als ob die Hosenbeine im nächsten Augenblick loslaufen wollten. Mechanisch zog sich Lenore ihr Nachthemd über. Ihre Arme und Beine waren in Bewegung, aber sie hatte nicht das Gefühl, dass sie zu ihr gehörten.

Zögerlich ging sie ins Schlafzimmer. Daniel saß auf dem Bett. Als sie ihn ansah, spürte sie, wie die Wunde in ihrer Seele weiter aufriss. Inzwischen klafften die Wundränder so extrem auseinander, dass es beinahe unmöglich schien, sie wieder zusammenzuflicken. Sie begann zu weinen. Daniel wirkte hilflos, aber noch immer hörte sie nicht jene Worte, die als Einzige ihre innere Wunde zum Heilen bringen könnten. Sie setzte sich neben ihn aufs Bett und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Es wäre doch wirklich ein Leichtes für ihn, jetzt einfach zu sagen: „Natürlich möchte ich dich heiraten. Schließlich bist du die Mutter meines Sohnes. Schließlich lebe ich schon jahrelang mit dir zusammen. Zu dir komme ich jeden Abend heim. Du weißt, welche Socken ich am liebsten mag, dass ich am liebsten auf dem Rücken schlafe und am liebsten Grillkäse und Tomatensuppe esse, wenn ich krank bin. Natürlich heirate ich dich.“ Selbst wenn er ihr nicht sagen konnte, dass er sie mit der gleichen Leidenschaft und Ausschließlich-

keit liebte, mit der sie ihn immer geliebt hatte – es würde doch schon reichen, wenn er einfach „Ich liebe dich“ sagte. Vielleicht wäre ihr das noch vor einer Stunde zu wenig gewesen, aber jetzt sehnte sie sich nach diesen Worten, weil sie Balsam für ihre Seele gewesen wären. *Sag es doch endlich.* Am liebsten hätte sie ihm ihren Willen aufgezwungen. *Sag doch: „Natürlich heirate ich dich.“*

Aber das sagte er nicht. „Bitte geh nicht weg“ war alles, was er herausbrachte.

Lenore stand auf, ging zurück ins Bad und blieb so lange dort, bis es im Schlafzimmer still wurde. Dann ging sie wieder hinaus und blieb einen Augenblick lang im Dunkeln stehen. Sie betrachtete sein im Schlaf entspanntes Gesicht. Sein Mund war leicht geöffnet. Sie hörte seine regelmäßigen Atemzüge und sah, wie sich sein Brustkorb hob und senkte. Er tat es mit derselben Leichtigkeit, mit der Daniel das Leben nahm. So leicht, immer ein und aus, und doch so flüchtig.

2



Daniel war wach, hielt die Augen aber fest geschlossen. Nicht, dass das geholfen hätte. Die Wirklichkeit ließ sich ebenso wenig leugnen wie das grelle Licht, das sich seinen Weg durch das Fenster bahnte. Am liebsten wäre er mit der Erkenntnis aufgewacht, dass alles nur ein böser Traum gewesen war. Das wünschte er sich bereits seit letzter Woche. Wie gerne wäre er jetzt erleichtert aufgestanden, in die Küche gegangen und hätte die beiden beim Frühstück beobachtet. Dann hätte er sie voller Dankbarkeit an sich gedrückt, ihre Wärme gespürt und ihre Gesichter betrachtet. Daniel schlug die Augen auf. Im Schlafzimmer war es dämmerig. Durch die Ritzen der Jalousie drangen Sonnenstrahlen, in deren Licht feine Staubkörnchen sichtbar wurden. Er blieb noch einen Augenblick liegen. Dann setzte er sich auf und sah auf den Wecker. Es war kurz vor neun, und er musste um elf Uhr beim Vorsprechen für den Werbefilm einer Autofirma sein. Sein Blick fiel auf das unberührte Bett neben ihm. Lenore hatte wieder auf der Couch geschlafen, wie jede Nacht seit jenem Tag.

„Lass mich doch auf dem Sofa schlafen“, hatte er ihr angeboten, aber sie hatte nur stumm den Kopf geschüttelt. Da sie manchmal sehr dickköpfig sein konnte, hatte er ihr ihren Willen gelassen.

Er hörte aus den anderen Zimmern weder Stimmen noch Geräusche. Als er darüber nachdachte, wo die beiden sein könnten, geriet er mit einem Mal in Panik. Hatte sie ihn etwa verlassen? Er setzte sich auf und rieb sich die Augen. In seinem Inneren machte sich ein vertrautes Gefühl von Fassungslosigkeit und Furcht breit. Vor allem war er fassungslos. Er hatte es versäumt, die Kosten zu überschlagen. Deshalb hatte er übersehen, dass das, was er sich am meisten ersehnte, diese Möglichkeiten, die er sich offenhalten wollte, nur für einen derart hohen Preis zu haben war. Und während er sich noch den Kopf zermarterte, ob er diesen Preis zahlen sollte oder nicht, wurde das Geschäft bereits abgewickelt.

Daniel schlüpfte in seine Jogginghose, öffnete die Schlafzimmertür und durchquerte die Wohnung. Alles war ruhig. Er war erleichtert, als er die Spuren ihrer Anwesenheit entdeckte. Scotts Bett war zerwühlt, seine Sachen hingen noch immer im Kleiderschrank, seine Spielsachen waren wie gewohnt im ganzen Zimmer verstreut. Auf dem Wäschekorb lag ein nachlässig dorthin geworfenes feuchtes Handtuch. In der Spüle standen zwei leere Müslischalen auf den Tellern vom gestrigen Abend.

Daniel stellte die Kaffeemaschine an. Als der Kaffee durchgelaufen war, nahm er ein paar kleine Schlucke, aber das Gebräu verursachte ihm Sodbrennen.

Er setzte sich an den Küchentisch und betrachtete die Spuren, die Lenore im Raum hinterlassen hatte. Auf der Anrichte lag ein wackeliger Stapel Kochbücher. Daneben entdeckte er die Armbanduhr aus Plastik, die Scott ihr letztes Jahr zum Geburtstag geschenkt hatte. Auf der Spülablage stapelten sich Tassen. An der Wand darüber hing ein hässliches Aquarell, das ihre Schwester gemalt hatte. Es stellte einen Weinberg an einem Fluss in Russland dar. Daneben hing ein Kalender, ein Werbebesen von einer Versicherung. Das Kalenderblatt zeigte schon den nächsten Monat. Zum wohl hundertsten Mal fragte er sich, wie es so weit hatte kommen können und warum er das Problem nicht löste. Es hätte doch nur dieses einfachen, so naheliegenden Schrittes bedurft.

Es gab in seinem Leben keine andere Frau. In all den Jahren ihres Zusammenlebens war er ihr treu geblieben. Es waren tatsächlich Jahre! Bei diesem Gedanken schüttelte er ungläubig den Kopf. Seine anderen Beziehungen zu Frauen, und das waren nicht wenige gewesen, hatten nie lange gehalten. Aber als er und Lenore an jenem Punkt angelangt waren, an dem sie sich ansahen und dachten, es sei entweder Zeit zu heiraten oder sich zu trennen, war Lenore schwanger geworden. Es wäre nicht besonders galant von ihm gewesen, sie mit ihrem gemeinsamen Kind sitzen zu lassen.

Außerdem gefiel ihm ihr Zusammenleben. Er liebte sie. Im Gegensatz zu manchen anderen Frauen, mit denen er zusammen gewesen war und die ihm nicht viel mehr zu bieten gehabt hatten als eine hübsche Hülle, langweilte sie ihn nicht. Sie war lebhaft und gescheit. Er hatte die Gespräche mit ihr sehr genossen, als sie an der Universität waren und im selben Restaurant jobbten. Sie war eine interessante Frau. Er

betrachtete sie gerne, wenn sie ihm bei der Arbeit in der Küche ihren schmalen, kerzengeraden Rücken zukehrte. Er mochte dieses Strahlen auf ihrem hageren Gesicht, wenn er zur Tür hereinkam. Er mochte es, wie sie mit Scott spielte oder ihm etwas vorlas. Obwohl sie klapperdürr war und ein wenig anziehendes Äußeres besaß, wirkte sie sinnlich. Sie war freundlich, witzig, klug, warmherzig und großzügig. Also hatte in ihrer Beziehung eines zum anderen geführt, ein Tag war auf den anderen gefolgt, bis sie sein Kind erwartete.

Das war ein schlimmer Tag gewesen. Er erinnerte sich noch immer an die Panik, die in ihm hochgekommen war, als sie es ihm erzählte. Am liebsten hätte er die Flucht ergriffen. Doch natürlich hatte er das nicht gemacht. Die unerbittlichen Moralvorstellungen seines Onkels hatten auf ihn abgefärbt. Ein Mann musste schließlich seinen Verpflichtungen nachkommen. Bevor Scott geboren worden war, hatte er Lenore sogar ewige Treue versprochen. Zum ersten Mal in der Zeit ihres Zusammenlebens hatte er solche Worte gefunden.

„Wir stehen das gemeinsam durch“, hatte er gesagt. „Ich bleibe bei dir.“ Vielleicht hatte er mit diesen Sätzen nicht nur sie, sondern auch sich selbst überzeugen wollen. Natürlich hatte sie ihm geglaubt. Sie war in mancher Hinsicht so ehrlich und gutgläubig wie ein Kind und sie liebte ihn mit jeder Faser ihres Seins. Seine bloße Gegenwart schien ihr zu genügen. Offenbar erfüllte er alle ihre Bedürfnisse und Wünsche. Ihm gefiel es, dass er diese Wirkung auf sie hatte. Das Wissen, dass er bei einem anderen Menschen solche Glücksgefühle wecken konnte, war für ihn so aufputschend wie eine Droge.

Dann war Scott zur Welt gekommen. Daniel erinnerte sich noch an die Ehrfurcht, mit der er die Geburt seines Sohnes beobachtet hatte. Am meisten hatte es ihn überrascht, dass er so schnell in die Vaterrolle geschlüpft war. Für dieses winzige und dennoch unbekanntes Wesen empfand er eine seltsam starke, beschützende Liebe. Er stand nachts auf und schlüpfte leise aus dem Bett, damit Lenore nicht aufwachte. Dann betrachtete er seinen schlafenden Sohn. Der Kleine wirkte schutzlos, wie er so mit geballten Fäusten dalag und sein Mund im Schlaf saugende Bewegungen machte. Daniel durchzuckte immer wieder ein wohliger Schreck, wenn er daran dachte, wie sehr er sein Kind liebte.

Aber in letzter Zeit fühlte er sich zunehmend unsicher, wenn er

an die Zukunft dachte, an die nächsten Jahre. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er als Vater wäre, wenn Scott in die Schule kommen, wenn er seine ersten Schritte in die Welt hinaus machen und versuchen würde, das Leben zu verstehen, oder wenn Scott als Teenager seine eigenen Wege gehen würde. Er verspürte eine innere Leere und sogar eine leise Panik, wenn er daran dachte. Wie würde er diese Aufgabe bewältigen? Im Grunde genommen hatte Daniel nie einen richtigen Vater gehabt. Natürlich hatten alle ihr Bestes gegeben, aber dennoch merkte er, dass das nicht ausreichte. Solange sein Sohn noch wie ein Anhängsel war, wie ein Schatten, der ihm überallhin folgte und noch keine großen Bedürfnisse hatte, fühlte sich Daniel in seiner Vaterrolle sicher. Aber wie würde er sich anstellen, wenn es darum ging, Scott zu einem Mann zu erziehen? Traute er sich das wirklich zu? Lenore schien sich auch ihre Gedanken darüber zu machen. Sie hatte durch die Blume über Erziehungsmaßstäbe und Wertvorstellungen gesprochen. Er hatte gewusst, worauf sie anspielte, obwohl er sich damals dumm gestellt hatte.

Als er an Lenore dachte, kam ihm sein eigentliches Problem wieder in den Sinn. Er schüttelte den Kopf und überdachte alles noch einmal. Er liebte sie und er liebte Scott. Warum konnte er dann nicht den nächsten, logischen Schritt gehen und Lenore heiraten? Schließlich war ihm dieser Gedanke auch schon gekommen und sie hatten ja auch früher bereits darüber geredet. Er hatte vor einiger Zeit sogar einen Verlobungsring gekauft, ein billiges Schmuckstück mit einem kleinen Brillantsplitter, aber immerhin. Der Ring lag seit Monaten in einer Schublade seiner Kommode.

Daniel stand auf und ging langsam ins Wohnzimmer. Dort fegte er ein paar Legosteine von der Sitzfläche der Couch. Dann setzte er sich. Er trank wieder einen Schluck Kaffee. Dann stand er auf und ging zum Fenster. Das Auto war weg, also waren sie nicht in den Park oder zum Lebensmittelladen gegangen. Er ging ins Bad, machte die Tür hinter sich zu und stellte die Dusche an. Lenores Bademantel hing am Türhaken. Er nahm den Stoff in die Hand und roch daran. Der Duft ihres Shampoos hing noch im Kragen. Er betrachtete sich im Spiegel. Seine Handlung erinnerte ihn an billiges Schmierentheater. Es war, als stünde er auf der Bühne und wollte dem Publikum zeigen, was für ein empfindsamer, mitfühlender Typ die Figur war, die er darstellte. Daniel

ließ den Bademantel los und warf erneut einen Blick auf sein Gesicht im Spiegel. Es starrte ihn verächtlich an und er starrte zurück.

Solange er zurückdenken konnte, waren die Menschen in seinem Umfeld von seinem schönen Gesicht beeindruckt gewesen. Er hatte das zwar stets zur Kenntnis genommen, aber es war für ihn nichts Besonderes, weil er nicht der einzige gut aussehende Mann in der Familie war. Im Grunde genommen sahen sie sich alle ziemlich ähnlich. Jeder sagte, sie seien die bestaussehendsten Männer im ganzen Bezirk, aber in Kroger im Bundesstaat Kentucky war man mit diesem Merkmal lediglich dazu prädestiniert, von allen Frauen angebetet zu werden und einen Arbeitsplatz in der Mine zu bekommen. Das einzige Talent, mit dem er sich von den anderen abhob und das ihm einen Ausweg aus dieser trostlosen Situation bot, war seine Wurfkraft beim Baseball. Er hatte sich um ein Stipendium beworben und gehofft – ja gebetet, dass ein College ihn annehmen würde.

„Bleib doch noch ein bisschen in der Nähe, bis du dir über deinen weiteren Weg klar bist. Am besten, du gehst erst mal in den Osten von Kentucky“, hatte der Ratschlag seines Onkels gelautet, aber Daniel hatte unbedingt von zu Hause weggewollt. Natürlich war er dankbar für all das, was seine Tante und sein Onkel für ihn getan hatten. Wenn sie ihn nicht bei sich aufgenommen hätten, wäre er wohl in einem Kinderheim oder bei irgendwelchen Pflegeeltern gelandet. Er erinnerte sich noch gut daran, wie chaotisch das Zusammenleben mit seiner Mutter gewesen war. Daniel war fünf Jahre alt gewesen, als sein Vater gestorben war. Seitdem hatte sie eine Entziehungskur nach der anderen gemacht und Daniel manchmal monate- oder sogar jahrelang bei seiner Tante und seinem Onkel gelassen. Als er in die Oberstufe gekommen war, hatten es alle für das Beste gehalten, dass er ganz bei den Verwandten blieb. Bis zu seinem Schulabschluss hatte es seine Mutter schließlich geschafft, sich zu Tode zu trinken. Daniel fühlte sich wie in einem Gefängnis, nicht nur zu Hause, sondern im ganzen Staat Kentucky. Deshalb kam ihm das Stipendium der Universität von Kalifornien wie gerufen. Als er zum ersten Mal nach Los Angeles fuhr und das Lichtermeer der Stadt vor sich liegen sah, spürte er, wie ihm das Herz aufging. Er holte tief Luft und füllte seine Lungen mit dem metallischen Duft von Abgasen und Hitze. Plötzlich konnte er frei atmen. Wenn er sich nicht am Schultergelenk verletzt hätte, wäre aus

ihm vielleicht sogar ein Baseball-Profi geworden. Wahrscheinlich hätte er es nur in die untere Spielklasse geschafft, aber damit wäre er schon zufrieden gewesen. Aber es sollte nicht so weit kommen.

Nach der Operation hing er ein paar Monate lang in der Luft. Zuerst hatte er Betriebswirtschaft als Hauptfach gewählt, aber diese Entscheidung stellte sich bald als Fehlgriff heraus. Er langweilte sich zu Tode, und erinnerte sich noch gut daran, wie sein Tutor kopfschüttelnd sein Studienbuch betrachtete und ihm dann einen ernsten Blick zuwarf.

„Seien wir ehrlich. Für eine Führungsposition in einem Unternehmen eignen Sie sich nicht. Sie sehen so aus, als seien Sie für eine Filmkarriere geboren.“ Seine Stimme klang fast bedauernd. „Warum studieren Sie nicht Theaterwissenschaften?“ Daniel war diesem Rat gefolgt, weil ihm nichts anderes übrig blieb. Warum eigentlich nicht? Warum sollte er nicht mit seinen Talenten wuchern, und zwar dort, wo sie ihm etwas einbrachten?

Sein neues Studienfach war genau das Richtige für ihn. Als er zum ersten Mal auf einer Bühne stand, fühlte er sich, als wäre er nach Hause gekommen. Man sagte ihm, was er zu tun hatte, und für ein paar Stunden konnte er in die Haut eines anderen Menschen schlüpfen. Er nahm es hin, dass sein attraktives Äußeres die Eintrittskarte für die Welt war, in der er Fuß fassen wollte. Es ließ sich nicht leugnen, auch wenn er es im Grunde genommen bedauerte: Sein Aussehen schien tatsächlich seine einzige Qualität zu sein. Und wenn das so war, sollte er vermutlich möglichst viel Kapital daraus schlagen.

Daniel starrte sein Spiegelbild an, als ob seine Gesichtszüge ein Kuriosum wären. Wenn er Glück hätte, würde sein dunkles Haar zuerst an den Schläfen ergrauen. Er hatte dunkelbraune Augen, sonnengebräunte Haut, ein festes Kinn. Sein Lächeln war ebenso strahlend wie seine weißen Zähne. Das Rohmaterial war gut, aber aus einem Rohdiamanten wurde auch nicht immer ein Brillant. Doch er hatte einen guten Start hingelegt. Die Einladungen zum Vorsprechen häuften sich in letzter Zeit und die ihm angebotenen Rollen wurden immer besser. Sein Lebenslauf konnte sich inzwischen sehen lassen. Zumindest musste er die Daten nicht mehr ständig schönen. Er hatte bereits eine Menge Werbefilme gedreht und bisher in drei Fernsehkomödien mitgewirkt. In *Ein tolles Leben* hatte er den Handwerker gespielt. Schade, dass die Serie bereits nach der ersten Staffel abgesetzt worden war. Dann war

er als der Freund der Tanzlehrerin in *Tanzfieber* eingesetzt worden. In der Polizeiserie *Laurel Canyon* hatte er eine Nebenrolle ergattert, aber leider war diese Serie sogar schon nach zwei Folgen abgesetzt worden. Doch seine Chance würde noch kommen. Er musste nur Geduld haben. Daniel konnte es selbst nicht erklären, aber er wusste, dass er das hatte, was die Fernsehleute wollten. Er konnte es an ihren Gesichtern erkennen, an der Art, wie sie ihm beim Probegespräch aufmerksam zuhörten. Er wusste es einfach. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis er den richtigen Agenten und die richtige Rolle finden würde. Dass seine Chancen verschwindend gering waren, ignorierte er einfach. Er weigerte sich, die Tatsache anzuerkennen, dass eher ein Stern vom Himmel fiel und direkt auf seinem kleinen Balkon landete, als dass aus einem kleinen Schauspieler ein Stern am Filmhimmel wurde. Für ihn stand fest, dass die ganz große Karriere auf ihn wartete.

Er drehte sich vom Spiegel weg, zog sich aus und ging unter die Dusche. Als er hörte, wie die Wohnungstür zuschlug, atmete er erleichtert auf. Sie war zurückgekommen.

Er ließ die Luft langsam aus seiner Lunge entweichen und spürte, wie sich die Enge in seinem Brustkorb löste. Selbst jetzt war es noch nicht zu spät. Er könnte sie heiraten. Er könnte. Es wäre einfacher, als die jetzige Situation zu ertragen, einfacher, als diesen leeren, verzweifelten Ausdruck in ihren Augen zu sehen, einfacher, als dieses flaue Gefühl in der Magengegend auszuhalten, das er dort jedes Mal verspürte, wenn er sich vorstellte, wie es wäre, die beiden zu verlieren. Er beobachtete, wie das Wasser an den Fliesen hinunterrann. Vor seinem geistigen Auge tauchte ein Bild von Lenore auf, wie sie später an jenem Abend ausgesehen hatte, an dem sie ihm die Frage gestellt hatte – die Frage, auf die er keine Antwort hatte. Ihr dickes braunes Haar stand in alle Richtungen von ihrem Kopf ab und ihr Gesicht war noch blasser als sonst. Sie hatte das rosafarbene Nachthemd an, das vom vielen Waschen schon ganz verschlissen war. Er sah ihren traurigen Blick, und wieder spürte er, wie sein Gewissen ihn drängte. Er könnte es immer noch in Ordnung bringen. Es wäre ganz einfach. Für sie beide wäre selbst ein unbeholfen formulierter Heiratsantrag eine Erleichterung. Auch eine fadenscheinige Erklärung würde diese unerträgliche Spannung zwischen ihnen beseitigen. Momentan war es so, als wären zwei Teile eines unzertrennlichen Ganzen auseinandergerissen worden. Er

spürte diese Trennung fast körperlich und meinte sogar, das dabei vergossene Blut zu riechen.

Nachdem Daniel sich abgetrocknet hatte, wischte er mit dem Handtuch über die angelaufene Fläche des Spiegels. Dann sprühte er eine Handvoll Rasierschaum aus der Dose und verteilte ihn großzügig über sein Gesicht. Sorgfältig legte er mit dem Rasiermesser seine Gesichtszüge frei. Als er fertig war, fuhr er sich mit dem Waschlappen über die Haut und warf ihn anschließend in den Wäschekorb. Er war wütend auf sich selbst, weil er ihre Gefühle verletzt hatte. Sie war so traurig und die Liebe, die sie für ihn empfand, schien sich wie ein Messer in ihre Seele zu bohren.

Er wickelte sich ein Handtuch um und öffnete die Badezimmertür. Eine Dampfwolke entwich in die Wohnung. Daniel fühlte sich hin- und hergerissen. Es war, als ob sein Herz von einer dicken Steinmauer durchzogen wäre. Immer, wenn er an Lenore dachte, rannte er gegen diese Mauer. Ihm blieb nur eine Möglichkeit, wenn er nicht wollte, dass sie und Scott ihn verließen. Er musste diese innere Mauer einreißen und ihr sein ganzes Wesen zu Füßen legen. Aber er fragte sich, ob er den Mut dazu aufbringen könnte, sich ihr so vorbehaltlos anzuvertrauen, ihr zu versprechen, unter allen Umständen an ihr festzuhalten. Wenn er darüber nachdachte, spürte er Panik in sich aufsteigen, eine Angst, die größer zu sein schien als die Trauer über den Verlust der beiden Menschen, die er am meisten liebte.

Er schlüpfte in ein frisch gebügeltes Hemd und seine Anzughose. Dann band er sich die Krawatte, kämmte sich das Haar und betupfte seine Haut mit einem leichten Duft. Erst nachdem er sich die Armbanduhr über das linke Handgelenk gestülpt und seine Brieftasche in die Brusttasche seines Jacketts gesteckt hatte, merkte er, dass er vergessen hatte, sich die Zähne zu putzen. Er ging noch einmal ins Bad. Aus dem Wohnzimmer vernahm er die Titelmusik der Sesamstraße und aus der Küche das leise Klappern von Geschirr. Wieder wurde ihm klar, dass er noch immer alles in Ordnung bringen könnte. Jetzt, wo es darum ging, die Frau zu heiraten, mit der er seit Jahren zusammenlebte, machte dieser Ausdruck Sinn. Alles in Ordnung bringen. Genau das war es. Es ging darum, das Gleichgewicht wiederherzustellen. Darum, etwas Wertvolles zu kitten, das zu Bruch gegangen war.

Dieser Gedanke wollte Daniel nicht mehr aus dem Kopf gehen,

während er sich die Zähne putzte und dabei sorgfältig darauf achtete, dass seine Krawatte und sein Jackett keine Zahnpastaspritzer abbekamen. Als er fertig war, gurgelte er mit Mundwasser und wischte sich dann gründlich den Mund ab. Prüfend musterte er sich im Spiegel und bemerkte dabei seine geröteten Augen. Er nahm ein Fläschchen mit Augentropfen aus dem Apothekenschränkchen und träufelte sich eine kleine Dosis in jedes Auge. Sie lebten jetzt schon so lange zusammen und außerdem hatten sie einen gemeinsamen Sohn. Es wäre eine Schande und fast schon böseartig, wenn er es zuließe, dass diese Sache sich zwischen sie drängte und sich gegenüber all dem Guten, was sie gemeinsam hatten, durchsetzte. Diese Kleinigkeit. Diese kleine Furcht. Dieses rigorose Verlangen, sich alle Möglichkeiten offenzuhalten.

Vor ein paar Tagen hatten ihm die Worte schon auf der Zunge gelegen. Er hatte gerade „Dann lass uns doch heiraten“ sagen wollen. Er hatte den Sprung ins Ungewisse wagen wollen, als sie plötzlich wütend geworden war. Da war ihm schlagartig bewusst geworden, dass inzwischen alles noch komplizierter geworden war. Zuerst musste er sie wieder besänftigen. Dafür war jedoch mehr erforderlich als die wenigen Worte, die er sich mühsam hatte abringen wollen. Schließlich war es ihm leichter erschienen, alles beim Alten zu belassen. So hatte sich die Kluft zwischen ihnen weiter vergrößert, und jetzt wäre es noch schwerer, sie zu überwinden. Mittlerweile waren wiederum einige Tage vergangen, in denen sich diese erste Wut verfestigt und in etwas Furchterregendes verwandelt hatte.

Daniel seufzte, während er zum letzten Mal sein Spiegelbild betrachtete. Dann ging er ins Wohnzimmer.

„Papa!“ Scott rannte durch den Raum und umschlang Daniels Knie. „Hallo Kumpel.“

In der Küche verstummte das Geschirrkloppern.

„Papa, schau mit mir die *Sesamstraße*.“

„Ich kann leider nicht, Kumpel. Ich muss zur Arbeit.“

„Kann ich dich mal kurz sprechen, Daniel?“ Lenore trat in die Küchentür. Ihre Stimme klang kalt, beinahe frostig. Daniel nickte und folgte ihr in die Küche. Seit Tagen hatten sie sich beide um ein beherrschtes Verhalten bemüht und versucht, so vernünftig miteinander umzugehen, wie Erwachsene das eben taten. Daniel war deswegen zutiefst beunruhigt. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie einen Teller

nach ihm geworfen hätte. Er erschrak sich fast zu Tode, als er in die Küche kam und den Stapel Umzugskisten neben der Spüle sah. Lenore schien bereits damit begonnen zu haben, Geschirr in die Kisten zu packen. Daniel schwieg. Ihm fehlten die Worte.

Lenore stand ruhig vor ihm, aber in ihrem Gesicht arbeitete es. „Scott und ich ziehen weg“, sagte sie endlich. Ihre Stimme klang mühsam beherrscht, wie so oft in letzter Zeit.

Einen Augenblick lang starrte er sie mit leerem Blick an. „Lass *mich* gehen“, brachte er schließlich heraus. „Das hier ist Scotts Zuhause. Ich finde schon eine andere Wohnung.“

Lenores Augen füllten sich mit Tränen. Sie griff nach einem Teller und wickelte ihn in Zeitungspapier. „Du hast mich nicht richtig verstanden. Ich wollte damit sagen, dass wir ganz von hier wegziehen. In eine andere Stadt.“

Daniel fühlte sich, als hätte ihm jemand einen Faustschlag in die Magengrube versetzt. Er spürte einen kurzen Augenblick des Schocks, bevor der Schmerz einsetzte.

„Nein.“ Dieses eine Wort klang selbst in seinen Ohren eher flehend als ablehnend.

Lenore hob den Kopf und neigte ihn leicht zur Seite, nur ein kleines Stück, wie es manche Menschen taten, wenn sie versuchten, ein fernes Geräusch zu vernehmen oder wenn sie genau zuhörten. Ihre Gesichtszüge wurden ein wenig weicher.

„Bitte nimm ihn mir nicht weg.“ Jetzt flehte er sie wirklich an.

In ihren Augen zeigte sich ein tiefer Schmerz, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Als sie sprach, klang ihre Stimme müde. „Daniel, Los Angeles ist die Hölle für Kinder, wenn man nicht reich ist. Die Schulen sind miserabel. Die Wohngegenden sind nicht sicher. Und dann ist da noch etwas: Ich kann einfach nicht hier bleiben.“ Ihre Augen verrieten ihm deutlich, welchen Kampf sie in ihrem Inneren auszufechten hatte, zeigten ihm all ihren Schmerz und ihre Erschöpfung. „Ich will euch beiden nicht wehtun, aber ich muss gehen.“ Sie begann zu schniefen. Hastig wischte sie sich mit der Handfläche über die tränenfeuchte Wange, wobei sie dort einen Streifen Druckerschwärze hinterließ.

Reflexartig streckte er die Hand aus und wischte den Fleck weg. Zuerst erstarrte sie, dann drehte sie sich weg. Er zog die Hand zurück und

räusperte sich. „Wohin willst du denn?“, fragte er schließlich. Vielleicht blieb sie ja in der Nähe. Dann könnte er freitags zu ihr fahren, Scott abholen und ihn am Montag zurückbringen.

„Das weiß ich noch nicht“, antwortete sie ohne sich zu ihm umzudrehen. „Vielleicht in den Nordwesten, nach Oregon oder Washington“, meinte sie schließlich. Damit erlosch auch der letzte Funke Hoffnung.

Ich will nicht, dass du gehst. Die Worte lagen ihm auf der Zunge. Wieso konnte er sie bloß nicht aussprechen? Vermutlich, weil er kein Recht hatte, sie zurückzuhalten.

Sie legte einen weiteren Teller in die Umzugskiste. Ihre Hände zitterten. Erst, als sie es nicht mehr länger hinauszögern konnte, hob sie den Kopf. Ihr Gesicht war schmerzverzerrt, ihre helle Haut totenblass. Ihr Haar umrahmte ihre traurigen grünen Augen wie wildes Gestrüpp.

Noch könnte er sie aufhalten. Er könnte sagen: *Nein, ich lasse dich nicht gehen. Ich liebe dich.* Und dann könnte er ihr ewige Treue versprechen. Aber das würde eine Entwurzelung bedeuten, eine schmerzhaft Operation und den Tod jenes winzigen Teils von ihm, den er all die Jahre geheim gehalten und sorgsam gepflegt hatte, jener sehnsuchtsvollen Hoffnung, die wie ein Samenkorn auf die richtigen Bedingungen wartete, um zu keimen und auszutreiben.

Er holte tief Luft und stieß den Atem dann wieder aus, resigniert und verzweifelt zugleich. „Wann ziehst du aus?“, fragte er.

„Es gehört dir. Du kannst es behalten.“ Lenore bemühte sich um einen ruhigen Tonfall. Während sie den Sessel betrachteten, spürte Lenore, wie ihre Kehle wieder zu brennen begann, und so zog sie sich schnell ins Bad zurück. Sie blieb eine Zeit lang dort, ließ ihren Tränen freien Lauf und versuchte sie wieder in den Griff zu bekommen. Momentan war das ihr Normalzustand, dieses flüssige Chaos, dieses bewegte Meer von Kummer und Leid. Endlich putzte sie sich die Nase und benetzte ihr Gesicht mit Wasser. Als sie zurück in das Wohnzimmer kam, war der Sessel verschwunden. Daniel erwartete sie an dem Platz, an dem vorher der Sessel gestanden hatte.

„Du kannst das Auto behalten“, meinte er. Es hatte ihm bereits gehört, als sie sich kennengelernt hatten, und er hatte sich bisher immer darum gekümmert. Lenore wusste nicht so genau, ob er wirklich etwas von Autos verstand oder ob er irgendwelche Beschwörungsformeln anwandte, um es am Leben zu halten. Sie schaute aus dem Fenster. Der alte Datsun stand am Bordstein. Der gemietete Lastwagen parkte daneben. Neben dem Stapel Umzugskisten wirkte der Ledersessel, der ihr erstes Weihnachtsgeschenk für ihn gewesen war, seltsam luxuriös.

„Wie willst du das alles transportieren?“, fragte sie.

Er reagierte mit einem Achselzucken. „Das kriege ich schon hin. Du nimmst auf jeden Fall das Auto.“

Sie nickte und schniefte schon wieder.

Daniel räusperte sich. Dann hob er den Kopf und sah ihr in die Augen.

„Kann Scott an Thanksgiving zu mir kommen? Bis dahin sind es noch sechs Wochen. Er hat also genügend Zeit, sich einzuleben.“

Lenore zitterte vor Kälte, obwohl draußen die Sonne schien. Wieder füllten sich ihre Augen mit Tränen. Sie schwieg.

„Kann er kommen?“, fragte Daniel noch einmal, diesmal drängender.

„Nein.“ Sie schüttelte den Kopf und presste die Lippen fest zusammen.

Daniel sagte nichts, aber seine Kiefermuskeln spannten sich an. Er bückte sich und hob den Rucksack auf, in den er seine restlichen Sachen gepackt hatte. Erst nachdem er sich wieder aufgemacht hatte, warf er ihr einen Blick zu. Seine Augen blitzten zuerst vor Zorn, dann wurden sie weich und zärtlich.

Dieser Blick brachte alles ins Wanken. Wieder einmal. Immer wieder fiel sie darauf herein. Sie konnte richtig wütend auf ihn sein, ja sogar hasserfüllt, doch wenn sie sich dann an einen bestimmten Gesichtsausdruck oder an eine Zärtlichkeit von ihm erinnerte, gab sie sich selbst die Schuld an allem und fragte sich, ob sie ihren Entschluss nicht ändern und alles beim Alten lassen sollte. Daniel drehte sich um und ging zur Wohnzimmertür. Er wollte sich von Scott verabschieden.

„Warte“, sagte sie zögernd.

Er blieb stehen und schaute sie an. Noch immer war sein Blick sanft. Sie begann wieder zu weinen. Doch sie hatte in den letzten Wochen so oft geweint, dass sie sich ihrer Tränen nicht mehr schämte.

„Er kann dich an Thanksgiving besuchen.“ Mit dem Ärmel ihres Sweatshirts wischte sie sich die Tränen aus dem Gesicht.

„Danke.“ Er hielt inne, als wollte er etwas ergänzen, aber dann wiederholte er dieses eine Wort nur noch einmal. „Danke.“

Nach einem kurzen Zögern ging er zu ihr hinüber und blieb nur wenige Zentimeter von ihr entfernt stehen. Sein Gesicht war ganz nah an ihrem. „Ich glaube, jetzt wird es Zeit, sich zu verabschieden.“ Er ließ seinen Blick durch den Raum wandern, dann sah er sie wieder direkt an. Seine Augen waren dunkel und blickten traurig. Er zog die Hände aus den Jackentaschen, legte sie sanft auf ihre Schultern, beugte sich herunter und gab ihr einen Kuss auf die Wange. Er hatte sich heute Morgen wieder nicht rasiert. Sein Gesicht fühlte sich rau und kratzig an.

Einen kurzen Moment lang legte sie den Kopf an seine Schulter und dachte daran zurück, wie sie sich während Scotts Geburt an ihn gelehnt hatte, wenn die Wehen gerade einmal eine Pause gemacht hatten. Dann straffte sie ihren Rücken und trat einen Schritt zurück. Sie fühlte sich innerlich wie zerbrochen. Ihr gemeinsames Leben hatte sich innerhalb kürzester Zeit in einen riesigen Trümmerhaufen verwandelt.

Jetzt verabschiedete Daniel sich von Scott. Sie hatte gemeint, der Abschied von Daniel würde ihr schon so wehtun, dass es nicht mehr

schlimmer ging, aber sie hatte sich getäuscht. Um das zu erkennen, musste sie nur in die traurigen Gesichter von Vater und Sohn sehen. Sie redeten miteinander, ohne sich anzulächeln. Dann gaben sie sich einen Kuss. Daniel richtete sich schwerfällig auf, nahm seinen Rucksack und ging zur Wohnungstür. Bevor er jedoch zum Lastwagen hinausgehen konnte, schrie Scott auf und rannte ihm nach, wie immer mit leicht eingeknickten Knien. Er war noch so klein. Ihr war vorher nie aufgefallen, wie winzig er wirkte, wie hilflos er bösen Menschen oder Dingen ausgeliefert war. Ein starker Windstoß würde ihn sofort umreißen.

Schließlich erreichte er seinen Vater. Daniel drehte sich um, legte seinen Rucksack beiseite und nahm Scott in die Arme. Er wiegte ihn hin und her. Als sie sah, wie sich Scotts kleine Ärmchen um Daniels Hals legten, fragte sie sich wieder, ob er nicht vielleicht doch bei ihnen bleiben würde. Daniel hob Scott hoch, setzte sich mit ihm auf die Couch und schloss ihn wieder in seine Arme. Er wischte seinem Sohn die Tränen aus dem Gesicht, trocknete seine eigenen, beteuerte Scott, wie sehr er ihn liebte und versprach ihm ein baldiges Wiedersehen.

„Komm, hol den Kalender“, forderte er ihn auf. Lenore reichte ihm den Kalender von der Versicherung mit den Fotos von der kalifornischen Küste, dem Schild mit dem Hollywood-Schriftzug und den riesigen Mammutbäumen. Daniel blätterte bis zum November weiter und malte mit dem Kugelschreiber einen Kreis um den vierten Donnerstag im Monat. „Siehst du“, sagte er. „An diesem Tag werden wir uns wiedersehen.“

Lenore hielt Scott fest, damit Daniel endlich gehen konnte, doch der Kleine riss sich von ihr los. Sie befürchtete, dass er seinem Vater wieder nachlaufen würde, aber er schien es besser zu wissen. Er rannte zum Fenster.

„Papa!“, schrie er laut, doch Daniel konnte oder wollte ihn nicht hören. Er ging weiter, stieg in den Lastwagen, ließ den Motor an und fuhr davon. Wie gerne wäre Lenore in ihr Zimmer gegangen, hätte sich in ihrem Bett verkrochen, die Augen geschlossen und so getan, als wäre sie nicht hier, als wäre das alles nicht geschehen. Am liebsten hätte sie die Zeit zurückgedreht. Aber stattdessen blieb sie geduldig hinter Scott stehen, bis er sich vom Fenster wendete und an ihre Beine klammerte.



Lenore fuhr bei ihrer Schwester vorbei, um sich zu verabschieden, aber sie war froh, als sie wieder gehen konnte. Leslies verächtliche Kommentare zu Daniels Seelenleben und ihre absurden Berufsvorschläge für Lenore waren unerträglich. Der Besuch bei ihrer Mutter fiel sogar noch kürzer aus. Es gab einen neuen Mann in deren Leben und die beiden steckten selbst mitten im Umzug. Der Freund ihrer Mutter war ein Berufsspieler, weshalb sie beschlossen hatten, nach Las Vegas zu ziehen. Lenore verabschiedete sich nur kurz und fuhr dann los. Nach einer guten halben Stunde sah sie Los Angeles nur noch im Rückspiegel. Das Brummen der Autoreifen auf dem Straßenbelag klang in ihren Ohren wie Musik. Sie hasste Los Angeles. Selbst die schönen Vorstädte waren einfach nur platt und nichtssagend. Die Stadt selbst bestand aus Slums, Smog und Stadtautobahnen. Das einzig Gute an Los Angeles war Daniel gewesen.

Sie übernachteten in Yreka und dann in Portland im Bundesstaat Oregon. Auch dort gefiel es ihr nicht. Sie wusste nicht so recht, warum, aber die Stadt wirkte auf sie irgendwie bedrohlich und menschenverachtend. Sie beschloss zusammen mit Scott in einer großen Buchhandlung herumzustöbern, um sich aufzuheitern. Doch als sie dann dort waren, war sie enttäuscht. In der Buchhandlung ging es zu wie im New Yorker Hauptbahnhof. Sie konnte nichts für sich finden, weil das Angebot an Büchern so groß war, dass es sie überforderte. Scott hingegen suchte sich ein Bilderbuch aus. Nachdem sie es bezahlt hatte, gingen sie wieder. Zum Abendessen kauften sie sich ein paar Hamburger, die sie mit ins Motel nahm. Das Zimmer war zwar billig, aber auch feucht und nicht besonders sauber. Es roch nach kaltem Zigarettenrauch und in der Duschwanne schwammen Haare.

Sie aßen etwas oder vielmehr aß Scott und sie sah ihm dabei zu. Dann brachte sie ihn ins Bett und blieb lange Zeit vor dem Fernseher sitzen, ohne wirklich mitzubekommen, welche Sendung gerade lief. Der blau flackernde Bildschirm und die Stehlampe warfen lange, düstere Schatten ins Zimmer. Lenore hielt eine Landkarte ins Licht und versuchte sich in dem Gewirr der Schnellstraßen von Portland zurechtzufinden, weil sie sich nicht sicher war, auf welcher von ihnen sie die Stadt morgen verlassen sollten. Nach einer Weile legte sie die Karte weg. Wieder

zitterten ihre Hände. Sie versuchte sie ruhig zu halten, während sie ihren Geldbeutel aufmachte und zum wiederholten Mal ihr Geld zählte. Natürlich war nicht mehr da als vorher. Wieder einmal fragte sie sich, ob sie eigentlich noch zu retten war. Warum bloß hatte sie sich mit ihrem Sohn auf diese gefährliche Reise ins Ungewisse begeben?

Im Fernsehen lief gerade ein Programmhinweis auf eine spätere Sendung. Eine auffallend gekleidete Frau verkündete, dass Jesus alle unsere Schmerzen heilen könne. Die Frau verschwand vom Bildschirm, und es folgte eine Werbung für die Reparatur von Autofenstern. Lenore schaltete den Fernseher aus. Sie wünschte, es gäbe tatsächlich jemanden, der ihr den Schmerz nehmen könnte und sie beschützte, ein weises, freundliches Wesen, das Reisenden half und Verirrten den Weg wies. Wie gerne würde sie mit diesem jemand Kontakt aufnehmen und ihn um Führung, um Hilfe bitten. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Ihr Herz begann schneller zu schlagen. Selbst wenn es diesen jemand wirklich gab, so hatte sie ihn nie kennengelernt. Sprach er überhaupt mit Fremden? Sie senkte den Kopf. Wie sollte sie ihn ansprechen? Sie hatte Angst, dass ihre Worte unecht und gespreizt klingen würden oder aber nicht vergeistigt genug wären und deshalb vielleicht ungehört verhallen würden.

„Oh Gott“, betete sie flüsternd, um Scott nicht zu wecken. „Wir haben uns ...“ Sie wollte sagen, dass sie sich verirrt hatten, aber das stimmte nicht. Sie wusste, wo sie waren. Im Flamingo Hotel an der Auffahrt zur Autobahn I-5. Vor ihrem Zimmer wurde es plötzlich laut. Ein Schatten schob sich vor das Fenster. Lenore erstarrte und hielt die Luft an. Ihr Blick fiel auf die dünne Kette, mit der die Tür gesichert war. Dann bewegte sich der Schatten weg. Sie atmete hörbar aus, schloss die Augen und sah sich plötzlich von oben, wie aus großer Ferne, als winzigen Punkt in einem anonymen Hotelzimmer in Portland, Oregon, in den Vereinigten Staaten, auf der Erde, in einem von unzähligen Sonnensystemen, die dieser unbekannte Gott im Auge behalten musste. Sie schüttelte den Kopf, weil sie sich anmaßend und unbedeutend zugleich vorkam. Dann versuchte sie sich zu erinnern, wie Mrs Larsen immer gebetet hatte. Sie hatte Gott mit *himmlischer Vater* angeredet. Wieder schüttelte Lenore den Kopf. Dazu hatte sie kein Recht, sie kannte Gott doch überhaupt nicht. „Oh Gott“, begann sie zögernd. „Bist du da?“

Keine Antwort. Sie hörte nur Scotts regelmäßige Atemzüge und ihr eigenes, abgehacktes Flüstern. Verlegen fuhr sie sich mit der Zunge über die Lippen und sprach weiter in die kalte Dunkelheit hinein. „Es tut mir leid, dass ich so viel falsch gemacht habe.“ Irgendwie hatte sie das Gefühl, als ob das nicht genug war. Sie fühlte sich, als müsse sie Gott eher um Vergebung dafür bitten, wer sie war, als einfach nur dafür, was sie getan oder nicht getan hatte. Doch sie wusste nicht, wie sie das anstellen sollte. Deshalb holte sie noch einmal tief Luft und kam direkt zu der Bitte, die ihr mehr als alles andere auf der Seele brannte. „Oh Gott.“ Ihre Stimme klang flehend. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so inbrünstig gewünscht, dass ihr tatsächlich jemand zuhörte. „Kannst du bitte auf uns aufpassen?“

In dem Augenblick, in dem ihr diese Worte über die Lippen kamen, begann sich das Bild, das sie vorhin vor ihrem geistigen Auge gesehen hatte, zu verändern. Die diffuse Weitwinkel-Perspektive verwandelte sich in eine Großaufnahme, als ob jemand den Scheinwerfer direkt auf sie und dieses dunkle, schmutzige Hotelzimmer gerichtet hätte.

„Führe uns, Gott. Bitte. Kannst du uns bitte an einen Ort bringen, an dem wir sicher sind?“ Zögernd schloss sie ihr Gebet mit dieser Bitte, die mehr Ausdruck ihrer Verzweiflung als ihres Vertrauens war. Anschließend blieb sie noch einen Moment lang sitzen. Nichts geschah. Sie sah kein Zeichen, hörte keine Stimme. Schließlich stand sie auf, putzte sich die Zähne und zog sich ihr Nachthemd an. Aber als sie neben Scott im Bett lag und darauf wartete, dass der Schlaf sie überwältigte, hatte sie dennoch das Gefühl, dass ihre Bitten nicht ungehört verhallt waren.



Am frühen Morgen fuhr sie auf die Autobahn I-5 und ließ sich von ihr quer durchs Land führen. Sie kam in den Staat Washington, passierte die Orte Chehalis und Centralia, weil sie nicht glaubte, dass sie in dieser ländlichen Gegend eine Arbeitsmöglichkeit finden könnte, und ließ auch Olympia, die Hauptstadt des Staates, links liegen. Als sie dort vorbeifuhr, sah sie sich plötzlich vor ihrem geistigen Auge an einem Metallschreibtisch sitzen und Zahlen in eine Rechenmaschine eintippen. Immer wieder kam sie auf das verkehrte Ergebnis. Auch an

Tacoma brauste sie vorbei, weil sie von der Autobahn aus nur Fabriken erkennen konnte. Federal Way ließ sie ebenfalls links liegen. Der Name der Stadt klang in ihren Ohren zu sehr nach Gefängnis. Und dann war sie plötzlich in Seattle.

Sie nahm die mittlere von sechs Ausfahrten, weil diese nicht zu Hochhäusern führte. Als sie durch einen gelb gekachelten Tunnel fuhr, bekam sie plötzlich Platzangst und fragte sich, ob sie nicht lieber nach Kanada hätte weiterfahren sollen. Doch am anderen Ende des Tunnels erwartete sie ein kleiner See, auf dem Segelboote lagen, deren Masten sich gen Himmel reckten. Die Straße führte sie um den See herum und in das Stadtviertel Westlake. Ehe Lenore es sich versah, war sie auf der Nickerson Street, die in die Bertona Street mündete. Dann fuhr sie auf der Third Avenue West bergauf. Plötzlich schien sie sich nicht mehr im Stadtgebiet zu befinden, sondern in einem ruhigen Labyrinth aus Straßen, das sich über den Gipfel eines Hügels erstreckte. Überall standen alte Häuser, über die sich Bäume erhoben, die so groß und knorrig waren, dass ihre Wurzeln das Pflaster der Bürgersteige anhoben. An manchen Stellen sahen die Gehwege aus wie ausgebeult. Es hatte aufgehört zu regnen. Das Sonnenlicht des Spätnachmittags schien durch das Laub der Bäume auf gepflegte, frischgrüne Rasenflächen. In dieser Gegend wirkte alles so harmonisch und schön.

„Wo sind wir, Mama?“ Scott kroch über den Rücksitz und landete mit einem leisen Aufprall neben ihr auf dem Beifahrersitz.

„Irgendwo in Seattle“, antwortete Lenore. Gleichzeitig überlegte sie, ob sie das Schicksal hierher geführt hatte oder ob sie sich lediglich verfahren hatten. „Schnall dich an.“

„Ich hab Hunger“, jammerte Scott. Sie griff mit einer Hand in die Tasche mit dem Reiseproviant und holte den Käse und die salzigen Cracker heraus. Scott öffnete das Päckchen und begann zu essen. Während sie langsam weiterfuhr, betrachtete Lenore die schönen alten Häuser. Aber langsam veränderte sich die Umgebung. Jetzt waren sie in einem Geschäftsviertel mit Kaufhäusern, kleineren Läden, Tankstellen und Parkplätzen angekommen. Dann erreichten sie die Ausläufer der Innenstadt von Seattle. Am Fuß des steilen Hügels, den sie gerade herunterfuhren, erblickte Lenore einen Imbiss mit Drive-in-Schalter. Sie stellte sich die dicken Hamburger und knusprigen Pommes frites vor, die dort vermutlich verkauft wurden, und beschloss anzuhalten.

Rasch setzte sie den Blinker, bog auf den Parkplatz ab, stieg aus und sah sich um. Seattle war bestimmt ein Ort, an dem es sich leben ließ. Scott hüpfte fröhlich vor ihr her, als sie das Auto abschloss und mit ihm zusammen zum Restaurant ging. Unterwegs zog sie sich von ihrem letzten Kleingeld eine Lokalzeitung aus einem Zeitungsautomaten.

Es war wirklich seltsam. Manchmal fühlte sie sich, als hätte sie nicht einmal die Kraft, einen Fuß vor den anderen zu setzen, als hätte sie sich von den vielen Tränen, die sie vergossen hatte, irgendwie aufgelöst. Dann wieder gab es Momente, in denen es so schien, als ob sie funktionierte und ihren Alltag im Griff hatte. In solchen Momenten kaufte sie Zeitungen und Hamburger, suchte nach Arbeit und einer Wohnung und konnte den Aufruhr ihrer Gefühle verdrängen, so wie jetzt.

Nachdem sie ihre Hamburger aufgegessen hatten, wollte Scott unbedingt an die frische Luft, und so machten sie einen Spaziergang. Ganz in der Nähe entdeckten sie ein Best Western Motel. Lenore hatte eigentlich nicht so viel Geld für ein Zimmer ausgeben wollen, aber sie hatte den Eindruck, dass es in Ordnung wäre, dort abzusteigen. Sie bezahlte das Zimmer im Voraus. Während Scott direkt zu Bett ging und vor Erschöpfung sofort einschlief, blieb sie noch lange wach, studierte die Kleinanzeigen der Zeitung und markierte die angebotenen Wohnungen und Jobs, die für sie infrage kamen.

Während der nächsten drei Tage verlief ihr Leben nach einer bestimmten Routine. Sie sah sich die Anzeigen an, suchte auf dem Stadtplan, den sie inzwischen gekauft hatte, nach der jeweiligen Adresse, machte sich auf den Weg zu der Wohnung, sah sich alles genau an, und dann wiederholte sie diese Prozedur. Am Ende entschied sie sich für die erste Wohnung, die sie gesehen hatte, aber erst, nachdem sie zehn oder zwanzig weitere besichtigt hatte. Ihre neue Bleibe entsprach zwar nicht ihren Vorstellungen, aber sie wirkte weniger deprimierend als die anderen, und sie war möbliert. Von den vielen Metallpfählen und der Betonfassade her erinnerte das Haus fast ein wenig an das Best Western Motel. Die von Bäumen gesäumten Straßen mit ihren vom Wurzelwerk unterwanderten und hochgedrückten Bürgersteigen schienen Lichtjahre weit weg, obwohl sie direkt auf der anderen Seite des Queen-Anne-Hügels lagen. Das hatte Lenore herausgefunden, nachdem sie einen ganzen Tag lang quer durch die Stadt gefahren war. Das

Villenviertel lag auf der Nordseite des Hügels. Scott und sie wohnten auf der Südseite, im Viertel der Ärmeren.

Die Wohnung bestand aus zwei möblierten Zimmern und einem Bad, wobei die Küche wie ein schmaler Korridor zwischen dem Wohn- und dem Schlafzimmer lag. Lenore brauchte nicht lange, um ihre Sachen aus dem Auto zu holen und auszupacken. Nachdem sie Scott ins Bett gebracht hatte, setzte sie sich an den billigen Tisch aus Resopal und zählte wieder ihr Geld. Dabei verlor sie von einer Sekunde auf die andere ihre sonst so mühsam gewahrte Fassung. Es war komisch, aber so ging es ihr in letzter Zeit ständig. In einem Moment riss sie sich noch zusammen und im nächsten verließ sie die Kraft. Dann riss sie sich wieder zusammen, bis sie erneut die Kraft verließ. Normalerweise gelang es ihr sich zu beherrschen, bis Scott eingeschlafen oder beschäftigt war, bevor sie die Fassung verlor. Sie hatte gelernt, dabei keinen Lärm zu machen.

Lenore legte den Kopf auf den Tisch und spürte die Kühle des Furnierholzes auf ihrer Wange. Dann fragte sie sich, was besser wäre: sich Gedanken zu machen oder gar nicht erst nachzudenken. Sie hatte keine Arbeit. Obwohl Daniel ihr das ganze Geld mitgegeben hatte, blieben ihr nach der Kautions für die Wohnung und der ersten Monatsmiete nur noch 320 Dollar. Damit würde sie nicht lange über die Runden kommen. Sie musste für Scott eine Tagesbetreuung oder einen Kindergarten finden, und sie musste sich Arbeit suchen. Aber seitdem sie vor ein paar Tagen diesen fettigen Hamburger gegessen hatte, fühlte sie sich gar nicht wohl.

Langsam streckte Lenore ihre blasse Hand aus, drehte sie um und musterte die rosafarbene Handfläche mit den schwachen Linien. Dann drehte sie die Hand wieder zurück. Sie wirkte vertraut, und doch kam es ihr vor, als gehöre sie jemand anderem. Sie sah an sich herunter und verspürte dasselbe Gefühl bei ihren in einer Jeans steckenden Beinen. Diese Gliedmaßen gehörten ihr nicht.

Irgendwie fühlte sie sich bei diesem Gedanken ein bisschen besser. Wenn das nicht ihr Körper war, könnte sie es hier eine Zeit lang aushalten. Wenn das nicht ihr Leben war, könnte sie es ertragen. Sie kümmerte sich nur vorübergehend darum, traf ein paar Entscheidungen, bis der Eigentümer wieder zurück war. Plötzlich hörte sie sich leise auf-lachen. Wurde sie vielleicht verrückt? Das konnte sie sich nicht leisten.

Sie konnte Daniel noch nicht einmal eine Telefonnummer mitteilen. Niemand würde sich um Scott kümmern, wenn sie jetzt verrückt würde. Sie musste sich jetzt erst einmal zusammenreißen. Später könnte sie immer noch durchdrehen. Vielleicht morgen.

Mit einem tiefen Seufzer sah sie wieder an sich herunter. Jetzt gehörte die Hand wieder ihr. Sie hatte sie schließlich in den letzten vierund-zwanzig Jahren ihres Lebens mit sich herumgetragen. Die Fingernägel waren abgekaut und am kleinen Finger war eine Narbe zu sehen. Sie hatte an dieser Stelle eine Warze entfernen lassen. Am Ringfinger trug sie den Ring, den ihr Vater ihr zum elften Geburtstag geschenkt hatte, und dem Fingergelenk des kleinen Fingers war anzusehen, dass es einmal gebrochen gewesen war. Das war beim Baseball passiert. Es war also tatsächlich ihre Hand. Lenore seufzte noch einmal und widmete sich wieder den Kleinanzeigen.